

THOMAS GOTTSCHALK

UNGEFILTERT

THOMAS GOTTSCHALK

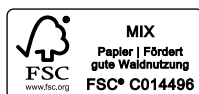
UNGEFILTERT

BEKENNTNISSE VON EINEM,
DER DEN MUND
NICHT HALTEN KANN

HEYNE <

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Das Gespräch über die Generation Z (Kapitel 16) fand am 14.06.2024 in München statt und wurde transkribiert und abgedruckt mit freundlicher Genehmigung des Generationenforschers Dr. Rüdiger Maas.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Copyright © 2024 by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: wilhelm typo grafisch GmbH, Zollikon
Umschlagfoto: © Frank Bauer, München
Satz: Satzwerk Huber, Germering
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-21889-5

www.heyne.de

»The Times They Are A-Changin'«

Bob Dylan

INHALT

Vorwort: Liebe Lesende!	9
Kapitel 1: Alter weißer Mann	17
Kapitel 2: Die Gedanken sind frei	31
Kapitel 3: Lass doch die jungen Leute	44
Kapitel 4: Halt einfach mal die Klappe	53
Kapitel 5: Follow me: Jedem Tierchen sein Pläsierchen?	60
Kapitel 6: Shitstorm? – So war das gar nicht gemeint	75
Kapitel 7: Idole vs. Influencer	84
Kapitel 8: Der Samstagabend	94
Kapitel 9: Stars und Sternchen	105
Kapitel 10: Die Sache mit der Politik	117
Kapitel 11: Gedanken über das Alter	131
Kapitel 12: War's das mit den Öffentlich- Rechtlichen?	141
Kapitel 13: Forever young – forever schön	154
Kapitel 14: Wie kommt der Sinn ins Leben?	164

Kapitel 15: Back to the Future – Es hätte auch ganz anders kommen können	174
Kapitel 16: Was will die Gen Z?	185
Kapitel 17: Was haben wir gelernt? – Ein Verdauungsspaziergang	217
Kapitel 18: Vom Flirten und Ranschmeißen	225
Kapitel 19: Wahrheit oder Fake? Liebe oder Geschäft?	233
Kapitel 20: Hass und Hetze	241
Kapitel 21: Wie wir miteinander umgehen (sollten)	251
Kapitel 22: Er und ich – Rendezvous mit dem Feuilleton	260
Kapitel 23: Der schöne Schein ...	270
Kapitel 24: Wenn ich in Kulmbach geblieben wäre – fast eine Liebeserklärung	277
Kapitel 25: Normal – Nerd – Nazi	285
Kapitel 26: Der werfe den ersten Stein ...	293
Kapitel 27: Worauf es wirklich ankommt	305
Kapitel 28: Drei Erkenntnisse zum Schluss	313
Dank	319

VORWORT

LIEBE LESENDE!

Geht schon los! »Lieber Leser« stand da nämlich, als ich gegen Ende der Fünfzigerjahre des vergangenen Jahrhunderts angefangen habe, Bücher zu lesen. In meiner damaligen kindlichen Einfalt habe ich mir gedacht, die Mädchen würden sich da einfach eine »Leserin« hindenken, und ich würde problemlos ein Stück beiseiterutschen, um ihnen den Platz frei zu machen, den sie völlig zu Recht für sich beanspruchten und der ihnen natürlich, zumindest in meinem Kopf – und in andere Köpfe konnte oder mochte ich mich schon damals nicht hineindenken –, selbstverständlich zustand. Man musste sie gar nicht extra erwähnen, denn man wusste ja, dass es sie gab.

Dass es zwischen Leser und Leserin noch etwas geben könnte, was in der Ansprache berücksichtigt werden musste, war mir in dieser Phase meines Lebens noch gar nicht bewusst. Das Gendern war also weder ein Thema, noch gab es zu dieser Zeit einen Anlass, überhaupt darüber nachzudenken.

Nach »den Schülern« kamen »die Studenten«, und spätestens da hätte es vielleicht mit dem kindlichen Teil der Einfalt vorbei sein müssen, aber ich zuckte auch bei »Studenten« noch nicht. Kürzlich hat mir ein Professor einer deutschen Uni erzählt, dass er einen Shitstorm unter den Studierenden ausgelöst

hat, als er in der ersten Vorlesung des Semesters seinen Zuhörerinnen und Zuhörern klarzumachen versuchte, dass er sich die Zeit sparen wollte, die er benötigen würde, immer zu betonen, dass er alle meint, wenn er von »Studenten« spricht. Die Studentinnen ließen ihm das nicht durchgehen, und er musste wortreich zurückrudern.

Als ich im Bayerischen Rundfunk als fest angestellter Redakteur mit siebenundzwanzig zum ersten Mal ein Rundschreiben an »alle Mitarbeiter« in den Händen hielt, ging ich selbstredend davon aus, dass die »Mitarbeiterinnen« genauso angesprochen waren, die sich aber meines Wissens kaum an der Anrede abarbeiteten, sondern sich sofort mit dem Inhalt auseinandersetzten. Frauen, die sich, von den Inhalten erregt, enttäuscht oder entsetzt, lautstark zu Wort meldeten, erschienen mir damals emanzipiert.

Dass es im BR einige Mitarbeiter gegeben hat, die sich als Mitarbeiterinnen verstanden und umgekehrt, darf schon aus statistischen Gründen angenommen werden. Ich machte mir darüber noch keine Gedanken, sondern habe erst im letzten Quartal meines Lebens damit angefangen, mich mit diesem Thema zu beschäftigen, und war ebenso erstaunt wie die meisten Babyboomer, dass sich elf Prozent der Deutschen als LGBTQ+ definieren und immerhin vier Prozent der Bundesbürger sich nicht als männlich oder weiblich, sondern als transgener identifizieren. Ich habe mich mit diesem Thema beschäftigt, nicht weil es mich betraf oder um ein Buch darüber zu schreiben, sondern weil ich es musste, um mitreden zu können, und das wollte ich in jedem Falle, denn auch ich gehöre zu den vielen Selbstüberschätzern meiner Generation, die sich im Kopf jünger fühlen, als es ihrer Biografie zu entnehmen wäre, und ich hatte den Satz von Konrad Adenauer ver-

innerlicht, der mein erster Bundeskanzler war und der einmal gesagt haben soll: »Was kümmert mich mein Geschwätz von gestern?«

Im Gegensatz zu dem, was ein Politiker sagt und tun sollte, war das Geschwätz erst im Radio und dann im Fernsehen ja immer mein Berufsmodell. Im Gegensatz zu dem, was zu Recht von Politikern verlangt wird, musste ich weder den Beweis für die Richtigkeit dessen antreten, was ich da vor mich hin laberte, noch war die Sinnsuche, zum Verdruss vieler Journalisten, die mich das in kritischen Bewertungen meines Schaffens auch wissen ließen, Teil meines Selbstverständnisses. In der Regel habe ich bunte Seifenblasen produziert, die vor dem geistigen Auge der Zuhörerinnen und Zuschauer aufgestiegen sind, manche schillernder als andere. Nehmen Sie es mir bitte nicht übel, aber früher oder später zerplatzen diese bunten Bläschen. Sie sind zu nichts anderem da. Zuvor tanzen sie hoffentlich nett und ansehnlich für kurze Zeit im Wind.

Mit diesem Buch erhöhe ich mein literarisches Gesamtwerk zu einem Triptychon, und das war's dann auch. Ich habe es in einem meiner vorangegangenen Werke bereits festgestellt: Nichts von dem, was ich in meiner literarischen Laufbahn gesagt habe, wurde nicht vorher schon von anderen besser oder klüger gesagt. Ich lebe auch nicht in dem Wahn, mit dem, was ich schriftlich von mir gebe, irgendetwas erreichen zu wollen oder gar ein Umdenken bei einem oder einer zu bewirken, der/die es gelesen hat. Aber ich lege wiederum Wert auf die Feststellung, dass alles, was Sie im Folgenden lesen werden, meine eigenen Gedanken und Formulierungen sind. Doch seien Sie gewarnt: Wie bei allem, was ich in meinem Leben privat oder beruflich von mir gegeben habe, handelt es sich auch hier nicht um eine Arbeit, die wissenschaftliche Intellektualität

für sich reklamiert, sondern um Erfahrungen und Gedanken über die Zeit, in der wir leben und die sich, wie es für Zeiten üblich ist, gegenüber früher verändert hat und zwar, je länger man lebt, umso deutlicher spürbar.

Ich werde Ihnen in diesem Buch Ihr Leben nicht analysieren oder gar erleichtern. Ich habe mit meinem genug zu tun. Ich bin kein Coach, der Ihnen erklärt, wie Sie zu Glück und Erfolg im Leben finden, wobei das eine mit dem anderen nach meinem Dafürhalten wenig zu tun hat, und ich bin fest davon überzeugt, dass dies niemand auch nur halbwegs seriös von sich behaupten kann. Die ganzen »Motivatoren« und »Influencer«, die Ihnen erzählen, »man kann alles erreichen, wenn man es nur will«, wollen nur das eine: den eigenen Erfolg! Ich habe meinen gehabt, und es steckt keine Lehre für andere darin. Jede und jeder muss seinen Erfolg für sich selber finden. Dieses Buch wird Ihnen dabei nicht helfen. Es enthält weder Statistiken noch zitierbare akademische Bewertungen, sondern nur meine persönlichen Ansichten zu vielem, was uns in diesen Zeiten bewegt. Sie können diese teilen und werden es vermutlich dann eher tun, wenn Sie zu ähnlichen Zeiten groß geworden sind wie ich. Und Sie können natürlich ganz anderer Meinung sein als ich und mir lautstark widersprechen. Wenn Sie sehr viel jünger sind als ich, und ich wage zu bezweifeln, dass Sie in einem solchen Fall dieses Buch in Händen halten, dann werden Sie möglicherweise zum »Hater« und werden mich beschimpfen, aber ich bitte Sie jetzt schon: Vergeben Sie mir meine Ansichten, die nicht die Ihren sein können und sollten. Aber vergessen Sie nicht: Es sind und bleiben *Ansichten eines Clowns*, um den Titel eines Buches von jemandem zu zitieren, der wieder mal schlauer und vor allem eher da war als ich. Die Jüngeren werden ihn vermutlich nicht kennen. Er hieß:

Heinrich Böll und hat 1972 den Nobelpreis für Literatur erhalten, ein Schicksal, das ich nicht fürchten muss. Ihm stand er fraglos zu.

Ich will mich nicht schon an Sie ranschmeißen, bevor es losgeht, aber Sie sollten sich bei der Lektüre dieses Buches wohlwollend die Blase vor Augen halten, aus der ich komme. Und damit meine ich nicht nur die Fünfziger- und Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts, in denen ich in der idyllischen fränkischen Kleinstadt Kulmbach aufgewachsen bin, sondern auch die Zeit meiner TV- und Werbekarriere, in der nicht nur die Einschaltquoten höher waren, als man das heute kennt, sondern auch die schlichten Gemüter einen höheren Bevölkerungsanteil darstellten, als man sich heute in den strengen Zeiten der ständigen Kontrolle durch Social Media vorstellen kann. Mag sein, dass ich einer ihrer letzten Vertreter bin. Immerhin bin ich ohne Handy und Internet groß geworden und wurde von der letzten großen Welle des analogen Fernsehens ganz nach oben gespült.

Die Karten wurden also inzwischen neu gemischt, und ich habe nicht in allen Ebenen den Anschluss behalten. Aber allein deswegen bin ich noch keiner von denen, für die früher alles besser war, und ich renne auch nicht enttäuscht durch die Gegend und beklage mich ständig darüber, dass man »nichts mehr sagen darf«. Na klar darf man in einem freien Land nach wie vor alles sagen, was einem durch den Kopf geht, soweit es gesetzlich erlaubt ist. Die Konsequenzen sind nur andere, und man ist nie mehr der Einzige, der etwas gesagt hat. Es ist eher wahrscheinlich, dass meine Stimme, die man früher wahrgenommen und gehört hat, heute im Schwall der vielen Millionen untergeht, denen das Netz eine Stimme gegeben hat und die als Influencer hauptberuflich für sich in Anspruch nehmen,

was mir sozusagen als Nebeneffekt meiner Tätigkeit als Samstagabend-Moderator zufiel: eine Wahrnehmung, die weit über das gesunde Maß hinausging. Was am Samstag bei *Wetten, dass..?* passierte, wurde am Montag in den Medien noch mal aufgegriffen und in deutschen Wohnzimmern entsprechend diskutiert. Jeder hatte es mitbekommen, alle wussten, worum es ging.

Mit dieser Erfahrung und in der irrigen Annahme, dass dies so geblieben ist, sind die jungen Menschen groß geworden, die heute als »Realitystars« in diversen TV-Formaten auftreten und in falschem Selbstbewusstsein davon faseln, dass »morgen ganz Deutschland« über das reden würde, was ihnen da gerade vor wenigen Zuschauern in Kleinsendern widerfährt, die es zu den Zeiten meiner Hochblüte noch gar nicht gab. Dass diese vorüber ist, verbittert mich weder, noch erschüttert es mich. Ich habe privat und beruflich die Ruhe und Erfüllung gefunden, die man sich in meinem Alter wünscht, und trauere nicht einer Wirklichkeit hinterher, die es nicht mehr gibt. Ein Gradmesser vergangener Größe ist heute noch die *Bild*-Zeitung, die zu meiner Zeit neben der Brotzeit zur Grundausstattung jedes Handwerkers in Deutschland gehörte, der sich frühmorgens auf den Weg zur Arbeit machte. Im Jahr 2012 lag ihre Reichweite noch bei 12,77 Millionen Lesern, heute hat sie sich fast halbiert. Bei solchen Reichweitenangaben muss man aber noch die Legende glauben, dass jedes Blatt von mehreren Menschen gelesen wird. Die nachgewiesene Druckauflage lag im Jahr 2024 jedenfalls bei 1,24 Millionen. Das ist der Weg, den alle klassischen Medien gehen, das Fernsehen, wie ich es kannte, vorneweg.

Woher sollte mein aufgeklärtes Weltbild also kommen? Woher meine Begeisterung und das Verständnis für die »sozialen Medien« und deren Stars und Mechanismen? Es ist nicht der Starrsinn, den man älteren Menschen gerne unterstellt, und

auch kein Alterswahn, der aus mir spricht, sondern eine gewachsene Überzeugung, das Ergebnis eines Lebens als Unterhalter, der viel Licht, aber auch Schatten gesehen hat. Kein Wunder, schließlich begann meine Erfahrung mit dem Fernsehen noch in Schwarz-Weiß.

Ich werde damit leben müssen, dass vieles, was ich in diesem Buche sage, aus dem Umfeld gerissen wird, in dem ich mich erkläre, und mir als weinerliche Bilanz eines älteren Mannes ausgelegt wird, der am Ende seiner Karriere steht und nichts begriffen hat. Ich sehe diese Gefahr und mache mich trotzdem frohgemut ans Werk. »Man lernt nie aus« ist eine alte, aber wichtige Erkenntnis, an die man sich vor allem dann erinnern sollte, wenn man Dinge, die es wert sind, diskutiert zu werden, erst gar nicht auszusprechen wagt, weil man Angst davor hat, missverstanden zu werden. Also formuliere ich im Folgenden das, was mir derzeit durch den Kopf geht. Fahren Sie mir ruhig über den Mund, wenn Sie anderer Meinung sind. Aber wir sollten im Gespräch bleiben. Die Generationen dürfen sich ebenso wenig voneinander abwenden und sich beleidigt anschweigen wie Ehepartner. Das gilt auch für politische Parteien und soziale Einrichtungen. Kirchen und ihre Gläubigen. Man muss nicht alles glauben, und man muss nicht jeden Unsinn nachplappern, schon gar nicht, wenn er von einem wie mir kommt. Aber kurz darüber nachdenken könnte man schon mal ...

KAPITEL 1

ALTER WEISSER MANN

Da gibt es nichts dran zu rütteln: Jeder, der mich in die Schublade »Alter weißer Mann« einsortiert, hat die Fakten auf seiner Seite. Ich bin die Erstausgabe des »Babyboomers«, den man – ordnet man nach Geburtsjahren – von 1950 bis 1965 im ewigen Generationenkalender abgeheftet hat. Das ist für die aktuelle »Generation Alpha« (2010 bis Mitte der 2020er) irgendwann kurz nach dem Paläozoikum, für die bin ich ein Steinzeitmensch.

Dazwischen liegen noch die »Generation X« von 1965 bis 1979, die »Millennials« von 1980 bis 1995 und die »Zoomer«, auch »Generation Z« genannt, von 1996 bis 2010.

Die Generation der Spätgeborenen (Alpha) lassen wir mal außen vor, von denen weiß ich gar nichts, und höchstens die Erstausgabe von ihnen kennt mich. Und von denen erinnern sich alle, die in ihrer Kindheit nur privates Fernsehen geschaut haben, wahrscheinlich gerade mal schemenhaft an den »Gummibären-Mann«. Ihre Mütter lassen sich gerne mit mir fotografieren, und die Kinder rätseln dann, wer der seltsame Kerl ist, in dessen Arme sich Mutti gerade erfreut geworfen hat. Bis diese Generation alt genug ist, ihre Vorfahren zu beschimpfen, haben diese noch Zeit, nach unten, in Richtung ihrer eigenen Vorfahren zu treten. Dabei treffen sie oft mich.

Im Moment gibt es eine trotzige Fehde zwischen meiner Generation und dieser Generation Z, die gerade den Arbeitsmarkt umkrepelt. Wir sind nach dem Grundsatz groß geworden, dass »Lehrjahre keine Herrenjahre« sind, und erleben fassungslos, wie uns diese Altersklasse erzählt, dass eine ausgewogene Work-Life-Balance wichtiger sei als die Karriere.

Ihre Vertreter fordern mehr Lohn für weniger Arbeitszeit und wissen dabei die Statistik auf ihrer Seite. Es gibt einfach nicht genügend Nachwuchs, um die Lücke zu schließen, die entsteht, wenn die Babyboomer sich demnächst vom Arbeitsmarkt in die Rente zurückziehen. Ich muss zugeben, dass ich auch zu denen gehöre, die sich bang fragen: »...und wie soll das bitte weitergehen?« Wer schafft das zukünftige Bruttosozialprodukt, das meine Generation aus dem spöttelnden Song von Geier Sturzflug kennt. Sorgen darum mussten wir uns keine machen, denn meine Generation war es, die »in die Hände gespuckt« hat, und trotzdem wurden wir von unseren Eltern als »Gammer« und »Faultiere« beschimpft. Wir haben uns den Schuh nicht angezogen und uns von der Kriegsgeneration nichts sagen lassen, aber wir haben durchaus begriffen, dass wir Leistung zeigen mussten, um was zu werden und später, im Alter, was zu haben.

Die neue Generation ist jetzt am Ruder und schafft es locker, sich gleichzeitig über eine mögliche und für sie eher wahrscheinliche Altersarmut den Kopf zu zerbrechen und im selben Atemzug eine Senkung der Arbeitszeit zu fordern und entsprechend weniger Einsatz zu bieten. Mag sein, dass es einige aus meiner Generation in Richtung Karriere übertrieben haben – bei mir finde ich in dieser Hinsicht keine Schuld. Ich habe den Erfolg nie krampfhaft gesucht, aber habe mich auch nicht versteckt, wenn er mich eingeholt hat. Natürlich habe ich aus den

Augenwinkeln meine Altersgenossen dabei beobachtet, wie sie in Behörden oder Betrieben die Erfolgsleiter hochgeklettert sind. Ich habe die einen runterfallen und sich wieder berappeln sehen, andere haben erschöpft aufgegeben oder den privaten Preis für beruflichen Erfolg bezahlt – das war dann halt die andere Seite der Medaille. Es wäre mir aber selbst nie in den Sinn gekommen, irgendwann ein Sabbatical einzuschieben, eine Auszeit, die man sich heute gerne nimmt, um der Seele die Zeit zu geben, zu regenerieren und Geist und Körper wieder in Einklang zu bringen. Wir haben uns die innere Balance im 2CV zurechtgeschaukelt und brauchten kein Yoga dazu.

Ich wäre auch nie auf die Idee gekommen, nach dem Abitur erst mal ein Jahr auszusetzen, um die Welt kennenzulernen. Hätte ich vielleicht tun sollen. Aber meine Mutter hätte mir was erzählt, und ich hätte mir mit dieser Schnapsidee die letzte Ohrfeige nach meiner Pubertät eingefangen. Ich hatte auch gar keinen Appetit auf Australien oder Südafrika, es gab ja das Interrailticket der Bundesbahn, mit dem man durch Europa reisen konnte, ferne Kontinente musste mir meine Mutter gar nicht ausreden, ich wollte da eh nicht hin. Sie hat schon genug schlaflose Nächte verbracht, als ich nach dem Abitur mit meinem Freund Gaggi aus Presseck zwei Wochen durch Skandinavien getrampt bin und dabei gelernt habe, dass die Würstchen dort »Pölzer« heißen (na gut, die Dänen schreiben »pølser«) und wesentlich teurer sind als bei uns. Aber was weiß ich schon. Als ich überraschenderweise körperlich und seelisch unverseht wieder von meiner Skandinavienrundfahrt zurückkam, hatten größere Entfernungen für mich ihren Schrecken verloren. Also legte ich mutig die 250 Kilometer zwischen Kulmbach und München zurück und begann dort das Studium der Ger-

manistik. Die London School of Economics hätte ich mir gar nicht leisten können, selbst wenn ich gewusst hätte, dass es sie gibt, und für »irgendwas mit Medien« gab es damals noch kein Studienfach.

Es gab auch keinen Bachelor und kein Masters Degree, die ich hätte erwerben können oder müssen. Ich hatte die Wahl zwischen dem Staatsexamen als Studienrat für Deutsch und Geschichte oder zumindest der Kurzfassung als Germanist in Form des Magister Artium. Ich warf auch nie im schwarzen Talar ein Barett in die Luft, um es, als Zeichen gewonnener Reife, wieder aufzufangen. Ich schrieb mich in Proseminare ein, nahm an Studentenprotesten teil (ein Sit-in habe ich souverän geschafft) und dachte ungefähr eine halbe Stunde daran, mich dem Marxistischen Studentenbund anzuschließen. Auf Empfehlung von zu Hause wurde es dann doch der Cartellverband der katholischen Studenten, und die »Katholische Deutsche Studentenverbindung« Tuiskonia München, eine nichtschlagende Verbindung, machte mich bereits 1978 zu ihrem »Alten Herrn«. Gerade hat man mir im Tuiskonenhaus, das immer noch dort steht, wo es damals stand, das »Hundertsemesterband« überreicht. Der Alte Herr, den man dort vorzeitig aus mir machte, bin ich heute wirklich, und bei einer ehrlichen Selbstanalyse kommt vieles zutage, was, unsere Generation betreffend, bereits in dem wegweisenden Film der Sechzigerjahre *Zur Sache, Schätzchen* weitsichtig festgestellt worden war und von uns häufig zitiert wurde: »Das wird böse enden!«

Überhaupt fußte meine Sozialisierung eher im schlichten Bereich der Unterhaltungsindustrie als auf Platon und Seneca, was bei einem Gymnasiasten der Sechzigerjahre des vorigen Jahrhunderts durchaus angemessen gewesen wäre. Als ich am Kulmbacher Markgraf-Georg-Friedrich-Gymnasium einge-

schult wurde, zählten viele Lehrkräfte mich noch zu den Sextanern. Bis zur Oberprima und dem Abitur würde noch viel Zeit vergehen. Es war aber nicht die humanistische Bildung, die mir die Dinge des Lebens näherbrachte, sondern die Trivialisitäten aus dem Kino und dem Radio. Die ersten James-Bond-Filme mit Sean Connery als 007 beeindruckten mich ebenso nachhaltig wie die internationalen Hitparaden dieser Zeit. Klar war es für uns ein Thema, ob Dave Dee oder Dave Davies von den Kinks ihre Hosen über oder auf der Hüfte trugen, aber wir waren keine »Follower«, die in Schnappatmung gerieten, wenn unsere Stars etwas von sich preisgaben. Ob weibliche Popstars sich mit Sportgrößen oder wem auch immer paarten, war uns egal, interessiert hat uns weniger die dazugehörige Person als vielmehr die Musik, die sie machte. Die *Bravo* mochte das anders sehen, aber der Hype um Taylor Swift und ihren Boyfriend Travis Kelce wäre zur Zeit meines Fandaseins undenkbar gewesen. Was mich viel mehr geprägt hat, war das fromme Gesülze, das mir in den Sonntagspredigten während des Hochamtes von der Kanzel um die Ohren flog.

Mein Zeitgefühl wurde damals maßgeblich vom Kirchenjahr beeinflusst. Zur Adventszeit hing ein riesiger Adventskranz von der Decke der St.-Hedwigs-Kirche, und zu Fronleichnam zog ich Ende der Fünfzigerjahre im Ministrantenrock noch voller Stolz und gemeinsam mit mehreren Blaskapellen durch die Kulmbacher Innenstadt, bis irgendwann in den Sechzigern Herr Härtel, der steifbeinige Organist, der sich, während die Prozession sich durch das evangelische, aber tolerante Kulmbach bewegte, allein auf der Empore der leeren Stadtpfarrkirche Zu unserer Lieben Frau an der Orgel verausgabte, an allen Freiluftaltären mit seiner Kunst zu hören war. Aus den Lautsprechern am Marktplatz ertönte seine festliche Begleitung von

»Fest soll mein Taufbund immer stehen« genauso klar wie bei »Ein Haus voll Glorie schauet, weit über alle Land« am Altar der Wolfskehle. Für mich damals ein technisches Wunder und ein Beweis für Gottes Allmacht.

Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, dass James Bond jeder Masseurin, die er vor oder nach ihrer Dienstleistung ohne ihre Einwilligung auf die Bretter legte, Gewalt antat, und wenn Connie Francis »Barcarole in der Nacht« sang, empfand ich es als normal, dass für Frauen das Leben nicht mehr lebenswert war, sobald der geliebte Mann als Matrose oder aus anderen nachvollziehbaren Gründen weltweit unterwegs war und sich ohne sie in den diversen Häfen dieser Erde vergnügte. Während er sich irgendwo zwischen Japan, Chile, Hongkong und Shanghai herumtrieb, stand die Geliebte weinend am Piräus oder sonst irgendwo am Kai. Das fand ich ganz normal, bis mir der Irrsinn dieser Denkweise, bewusst gemacht wurde – mit Sicherheit von einer Frau. Musste mir nur jemand aus weiblicher Sicht schildern. Hauptsache, Shanghai reimte sich auf Kai, und das Leben war halt so. Sinn machte das aber nur, wenn man als männliches Wesen um 1950 herum geboren war. Als mein Vater 1964 starb, trug meine Mutter selbstverständlich ein Jahr lang Schwarz, was sie als schrecklich empfand, ich aber damals als richtig und alle anständigen Kulmbacher offensichtlich auch. Sie begrüßte keine ihrer Freundinnen, indem sie ihnen den Rücken rieb und sie »Süße« nannte. Tante Marianne aus Ludwigschorgast hätte sich so was auch verboten. Die beiden tranken zwar niemals gemeinsam einen Aperol Spritz, den es in Kulmbach auch nirgendwo im Angebot gab, falls es ihn zu dieser Zeit überhaupt schon gab, aber kauften zusammen im Kulmbacher Reformhaus Neda Fruchtwürfel ein, die ihren Stuhlgang beschleunigten. Meine Schwester heiratete Ende der

Siebzigerjahre. An einen Auftritt von einer Stripper-Gruppe, die ihr letztmalig zeigte, was ein Sixpack ist, kann ich mich nicht erinnern. Sie bekam einen meiner Freunde zum Mann, und der wäre, ginge es nach mir, noch heute an ihrer Seite. Nachdem es aber nach ihr ging, ließ sie sich kurz nach dem Tode meiner Mutter von ihm scheiden.

Ich war bei vielen Hochzeiten meiner Freunde zu Gast, aber einem »Wedding Planner« bin ich erstmals bei der Verheiratung meiner Söhne in den USA begegnet. Dass so einer inzwischen auch in Deutschland zu jeder anständigen Hochzeit gehört, war mir bislang entgangen, und dass fantasievoll gekleidete Mädchen vor der Hochzeit in Gruppenstärke gemeinsam zu einem sogenannten Junggesellinnenabschied reisen und dabei allerlei Unsinn treiben, weiß ich erst, seit ich in mehreren Selfies mit leicht beschwipsten jungen Frauen zu sehen bin, die alle gleich aussehen und ähnliche Klamotten tragen. Ich habe offensichtlich einiges verpasst, seit mich 1974 Chris Roberts mit der durchaus richtigen Erkenntnis »Du kannst nicht immer siebzehn sein« konfrontierte. Aber 1967 war ich es und hatte von Cliff Richard die Erkenntnis mitgenommen, dass man »rote Lippen« jederzeit küssen darf, »denn zum Küssen sind sie da«, und es wäre weder mir noch den betroffenen Mädchen im Traum eingefallen, darin etwas zu sehen, das man so nicht hätte akzeptieren dürfen. Aber gemacht, natürlich habe ich nie ein Mädchen geküsst, nur weil es »ein schönes Fräulein« war und rote Lippen hatte. Auch wenn sich Kuss auf Autobus schon damals trefflich reimte, war mir klar, dass das so nicht lief, und ich bin oft Autobus gefahren in dieser Zeit. Von Kulmbach nach Kronach, weil ich dort bei meinem Onkel Hans Nachhilfe in Latein bekam. Mit mir waren sicher einige »schöne Fräulein« im Bus unterwegs, aber ich war eben ein normaler Teenager

mit jugendlicher Akne und einer guten Erziehung, in welcher Reihenfolge auch immer.

Also interessierte mich das Förderband in Weißenbrunn, wo der gelbe Postbus, der mich die zwanzig Kilometer von Kulmbach nach Kronach schaukelte, einen längeren Stopp einlegte, wesentlich mehr als die Mädchen, die mit mir im Bus saßen. Der Halt dauerte gerade lang genug, um durch die große Fensterscheibe zu sehen, wie sich die bauchigen Colaflaschen, die leer vom Förderband baumelten, automatisch mit der braunen Limonade füllten und dann am Band weiterruckelten, um anschließend in Kisten gepackt zu werden. Das war für mich der Gipfel der technischen Raffinesse, nur zu vergleichen mit der Ölspritze an der Hinterseite von James Bonds Aston Martin DB5, die einen rutschigen Film auf der Straße verteilte, auf der die jeweiligen Verfolger von 007 verbindlich ins Schleudern gerieten – um den Lacheffekt zu steigern, handelte es sich meist um ulkige Asiaten. Von künstlicher Intelligenz war noch keine Rede, und mit unserer eigenen war es wohl nicht allzu weit her.

Trotzdem bin ich davon überzeugt, dass die Mehrzahl der Generation Alpha heute genauso gestrickt ist wie ich damals. Und auch wenn der nächste James Bond eine Frau sein sollte, die ganz anders unterwegs ist als Sean Connery zu meiner Zeit, und auch wenn die Idole der Generation Alpha in einem Song öfter »fuck« sagen als ich in zwanzig Jahren USA-Aufenthalt: Die Idioten, die das Nein einer Frau nicht so verstehen wollen, wie es gemeint ist, wird es immer geben. Und die vom Testosteron gesteuerten Machos werden nicht aussterben, nur weil ein Teil der Menschheit achtsam unterwegs ist. Was eine frühe Fehlprogrammierung in mir verkorkst haben mag, haben die Erziehung und die spätere Lebenserfahrung mehr als aufgewogen.

Ich bin davon überzeugt: Es ist eine Frage des Charakters und der Erziehung, zu einem gewissen Grad auch der sozialen Umwelt, ob sich ein Mann zu einem Kotzbrocken entwickelt, was seinen Umgang mit Frauen betrifft, oder ob er auf einer sich verändernden Werteskala auch zu einer anderen Zeit den richtigen Platz findet.

In meinem Falle hat man mich ja zum peinlichen Urvater des Herrenwitzes (in dieser Causa bekenne ich mich einiger Ausrutscher schuldig, die mir heute so nicht mehr rausrutschen würden) und des öffentlichen Antatschens gemacht, der sich für keine Peinlichkeit zu schade ist und seine weiblichen Gäste am Samstagabend im TV zwischen Erdnussflips zu Hause und Kinderwette im TV aufs Widerlichste anmacht oder gar anfasst. Ich habe dem immer energisch widersprochen und tue dies auch hier und heute. Die Medien müssen immer weiter zurückgreifen, um belastbares »Anklagematerial« gegen mich zu finden. Aber sie tun dies unermüdlich. Ich nehme das alles nicht so ernst, wie ich es vielleicht sollte und wie es in den meisten Fällen gemeint ist, deshalb weiß ich gar nicht mehr, wie die Anklage einer Redakteurin gemeint war, die mich vor einiger Zeit als alter weißer Mann ohne jegliches Gespür für Anstand und Benehmen einer Frau gegenüber in die Tonne treten wollte und ausgerechnet Norah Jones zur Zeugin für mein schändliches Tun aufgerufen hatte. Ich bin überzeugt, die amerikanische Soul- und Jazzsängerin erinnert sich genauso wenig an mich wie ich mich an sie und hat mein tölpelhaftes Verhalten schadlos überlebt, denn das war es im schlimmsten Fall. Gegen die vom *Spiegel* Anfang 2007 unter der Überschrift »Gottschalk, der Grabscher« veröffentlichte Online-Bildstrecke mit »Wetten, dass...«-Szenen«, die ich natürlich gerade gegoo-gelt habe, verwahre ich mich auch heute noch auf das Schärfste.

Obwohl die Attacke wohl auch vor einem ordentlichen Strafgericht längst verjährt wäre – sie ereignete sich im März 2004 –, wird sie von diversen Journalisten immer noch genüsslich zitiert. Ein weiterer Beweis dafür, dass das Netz nichts vergisst: Mehr als die Tatsache, dass ich mich am T-Shirt der Sängerin »interessiert« zeigte, konnte man mir wohl nicht nachweisen, was im Verhältnis zu dem, was man anderen Männern heute vorwirft, eher harmlos ist. Gleichwohl musste dies als ein weiterer Beweis meiner notorischen »Übergriffigkeit« herhalten. Der *Spiegel* legte noch weitere Beweisfotos nach. Eines, auf dem ich mich unsachgemäß an Heidi Klums »goldfarbenen Stiletto« zu schaffen mache. Diese Untat geschah im Jahre des Herrn 2005 und liegt damit ebenfalls weit zurück. Dass ich und mein Tun solche Institutionen wie den *Spiegel* in den ersten beiden Jahrzehnten meiner Karriere überhaupt nicht interessierte, sei hier nur am Rande erwähnt. Offenbar waren mir bei Heidi die kritischen journalistischen Fragen ausgegangen, für die ich berühmt bin, und ich suchte daraufhin mein Heil in ihrem Schuhwerk. Was mir bei ihr aber keine Bonuspunkte einbrachte, denn als ich »Beef« mit ihr hatte, weil ich mich in meinem Podcast mit Mike Krüger über ihren jugendlichen Partner lustig gemacht hatte, half mir diese zwanzig Jahre alte Episode auch nichts mehr.

Auf einem weiteren Fahndungsfoto, mit dem der *Spiegel* meine unerwünschten Annäherungsversuche dokumentieren wollte, bin ich völlig unschuldig im Sinne der Anklage, und ich erinnere mich noch sehr gut daran, warum ich im Mai 2005 während einer *Wetten, dass..?*-Ausgabe in einem türkischen Amphitheater scheinbar sinnlos am Gewand von Paris Hilton herumzerrte: Das notorisch sparsame ZDF hatte sich das als schwierig geltende It-Girl als Gast nicht leisten kön-

nen oder wollen, woraufhin der Strom- und Gasanbieter Yellow in die Bresche springen musste. Paris willigte gegen entsprechende Vergütung ein, in einem sehr gelben Kleid in die Manege zu treten. Kurz vor der Show wies mich der Repräsentant der Firma darauf hin, dass der US-Star gebrieft sei und die Verbindung zwischen ihrem quietschgelben Kleid und dem Stromerzeuger selbst herstellen würde. Mir als Moderator war derartig eindeutige Werbung untersagt. Die Dame aber, die wahrscheinlich zum ersten Mal in einem altgriechischen Amphitheater unter freiem Himmel auftrat, war dermaßen verwirrt, dass sie sowohl vergessen hatte, wo sie war, als auch, was sie anhatte. Mein eventuell untauglicher Versuch, ihr wenigstens Letzteres in Erinnerung zu rufen, wurde gründlich missverstanden. Die kapriziöse Kultfigur enthüllte zwar, dass sie ungeschminkt vor mir stand, was definitiv nicht den Tatsachen entsprach. Offensichtlich war sie im falschen Film. Ich sah schwarz, was den Stromhersteller betraf, aber sie sah in keiner Sekunde gelb. Ich bin somit zwar nicht der Einzige, der an Paris Hilton herumgefummelt hat, aber zumindest einer der wenigen, die es unfreiwillig taten.

Auch wenn ich damals beim *Spiegel* durch mein Fehlverhalten unangenehm aufgefallen war, kam ich beim Fernsehpublikum damit durch, das wohl meine kindliche Unschuld eher bemerkte und genauer einordnen konnte als von Natur aus misstrauische Journalisten. Die liegen sowieso oft total daneben, wie eine Onlinemeldung kürzlich bewies, wo ein Finanzblogger mein Vermögen irgendwo im Bereich von neunzig Millionen Euro verortete – schön wär's! Gut nur, dass die Leute so was wohl weder glauben noch im besten Fall überhaupt mitbekommen. Ich konnte meine Zuschauer offensichtlich auch durch meine Art und Persönlichkeit, die ja jeder kannte, der

mich kannte, davon überzeugen, dass mir jede Form von Annäherung oder männlichem Chauvinismus fremd war. Warum hätte ich Frauen vor Millionen von Zuschauern anbaggern sollen? Der sich daraus eventuell ergebende Lustgewinn ist sehr begrenzt, und es ist ausgesprochen selten, dass sich ein Flirt aus einer Fernsehshow im wirklichen Leben fortsetzen lässt. Das funktioniert nicht mal bei Kuppelshows im Reality-TV, die nichts anderes suggerieren wollen.

Mittlerweile aber hat sich der misstrauische Blick der Medien auch auf das Publikum übertragen, und wo mir früher die *Bild*-Zeitung ein paar Tage später aufs Dach stieg, werde ich jetzt sofort abgestraft. Jeder Redakteur blickt heute während meiner Live-Auftritte in Rundfunk und Fernsehen ängstlich auf sein Smartphone oder seinen Laptop. Meist beginnen die entsprechenden Mails mit einem ungläubigen: »Hat er das wirklich gesagt?« Bevor das Entsetzen über das Gesagte sich Bahn bricht. Im schlimmsten Fall in Form eines Shitstorms. Der eine oder andere mag sich noch an den Fall der »Zigeunersöße« erinnern.

In einer Talkshow im dritten Programm des WDR, in der ich nichts Böses an dem Begriff erkennen wollte, entging ich bei deren Erstaussstrahlung zu später Stunde noch dem öffentlichen Strafgericht, bei der Wiederholung zwei Monate später aber gab es wohl die eine oder andere Beschwerde, und ein Shitstorm braute sich zusammen, der es in sich hatte. Ich vermochte auch im Nachhinein keine Menschenfeindlichkeit in der Bezeichnung einer Soße oder eines Schnitzels zu sehen und wurde im Netz entsprechend kritisiert. Sensiblere Seelen jedoch wie der Moderator der Sendung mussten sich Sorgen um Ruf und Existenz machen. Das wiederum ist der Vorteil des »alten weißen Mannes«: Er bedient ein Klischee und ist

ehrlich davon überzeugt, es besser zu wissen. Zumindest weiß er andere »alte weiße Männer« hinter und neben sich, die sich nichts Schlechtes bei etwas denken wollen, mit dem sie nichts Schlechtes verbinden.

An dieser Stelle muss ich wieder an meine Sozialisierung erinnern und an die Unschuld, die ich auch in dieser Angelegenheit für mich in Anspruch nehme. Eines meiner ersten kulturellen Erlebnisse war der Besuch der Operette *Der Zigeunerbaron* im Landestheater Coburg, wohin die kulturbeflissene Minderheit meiner Gymnasialklasse im Bus kutschiert wurde. Später erklärte mir mein Zimmernachbar in der Abteilung »Leichte Musik« beim Bayerischen Rundfunk Ivan von Géczy stolz, er sei der Sohn des berühmten »Zigeunergeigers« Barnabás von Géczy. Dass ich den Hit des deutschen Schlagerstars Ronny »Er war nur ein armer Zigeuner« nicht nur kenne, sondern auch im *Schlagerladen* von Bayern 3 auflegte, den ich redaktionell betreuen musste, gestehe ich an dieser Stelle nur unter offensichtlichem Zwang.

Es gab und gibt also keinen Grund für mich, dem fahrenden Volk in irgendeiner Form skeptisch oder gar feindselig gegenüberzustehen. Dass eine Soße und ein Fleischgericht nach ihm benannt wurden, tat seiner Würde in meinen Augen ebenfalls keinerlei Abbruch, auch wenn ich natürlich weiß, dass dieser Begriff von den Sinti und Roma nie selbst offiziell verwendet wurde. Die wunderschöne Stadt Königsberg, das heutige Kaliningrad, wird ja in meinen Augen durch die gleichnamigen Klopse auch in keinster Weise diskreditiert.

Natürlich lebe ich seit der bewussten Talkshow, ohne das Zigeunerschnitzel noch einmal in den Mund genommen zu haben, weder als Mahlzeit noch als Ausdruck. Das geht sehr gut. Nur einmal kam ich bei diesem Thema kurz ins Schleudern: